

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 3 (1928)
Heft: 5

Artikel: Vorträge über das Kleinwohnungswesen. II. Serie, 4. Vortrag : Wohnzimmer
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-100291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

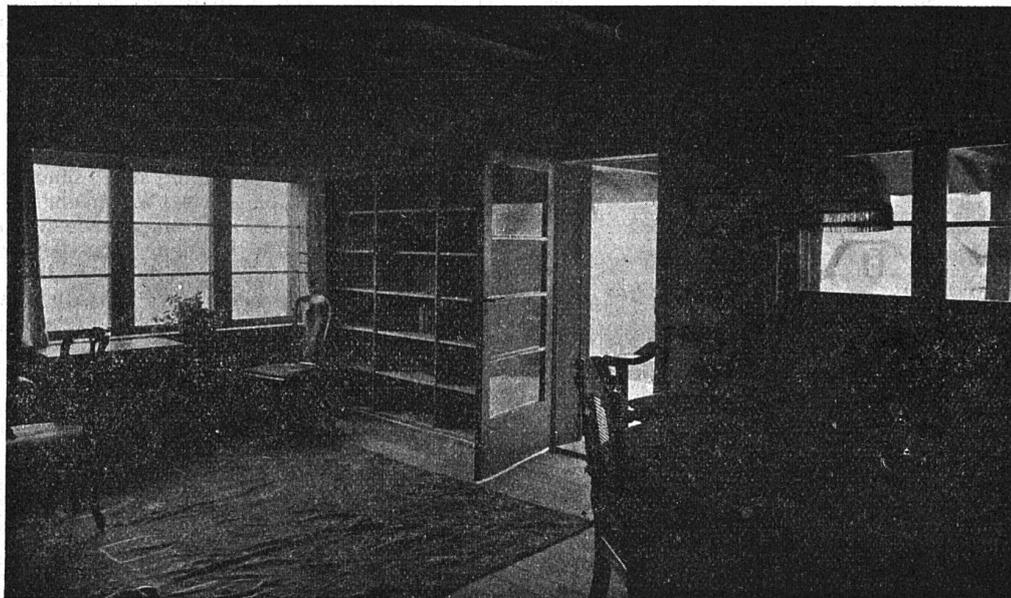
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wohnzimmer mit Tür zur Veranda

Aus Peter Meyer: Moderne Schweizer Wohnhäuser, Verlag Dr. H. Girsberger & Cie., Zürich.

Vorträge über das Kleinwohnungswesen. II. Serie

(Veranstaltet in Zürich vom Schweiz. Verband für Wohnungswesen und Wohnungsreform)

4. Vortrag:

Wohnzimmer Von Architekt Peter Meyer, Zürich

Unsere Wohnzimmer sind meistens beklemmend unwohnlich, nicht weil man bei ihrer Einrichtung hat sparen müssen, und nicht weil und wenn die Möbel ärmlich sind, sondern ganz im Gegenteil, weil sie zu «schön» sind. Wohnlichkeit hat ja mit dem Aufwand der Ausstattung nicht das mindeste zu tun. Gerade der reich ausgestattete Salon des wohlhabenden Villenbesizers pflegt in unserer Zeit der Inbegriff barbarischer Scheusslichkeit zu sein und die Ausnahme, dass einer seine Mittel so zu verwenden weiss, dass wirklich eine bewohnbare Wohnung herauskommt, ist in diesen Kreisen vielleicht noch seltener als unter Kleinbürgern; auch das wieder aus dem gleichen Grund: man hat eben die Möglichkeit zu viel für «die Schönheit» zu tun.

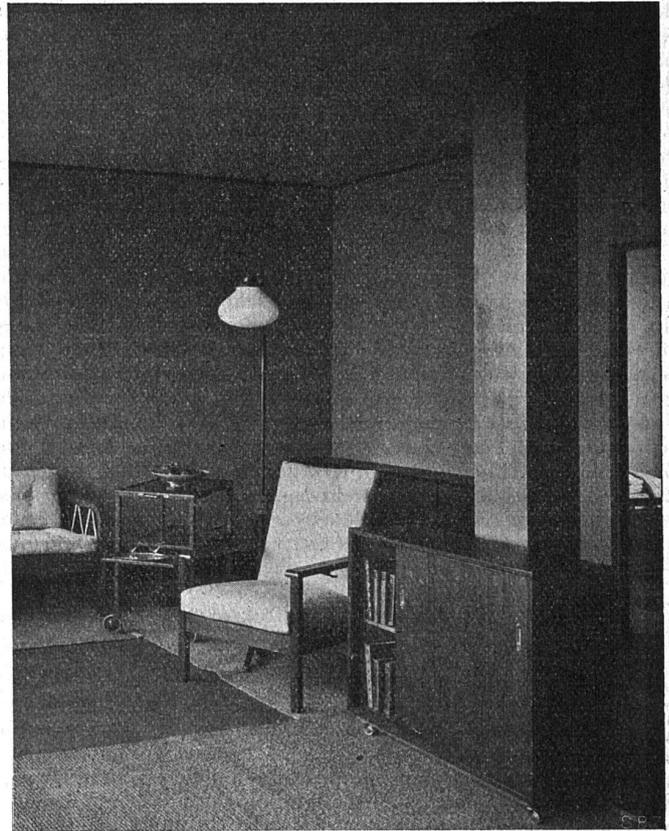
Was verlangen wir eigentlich von einem Wohnzimmer? Erstens, dass es ganz bestimmte praktische Bedürfnisse befriedigt. Man will einen Tisch haben, an dem die Familie sitzen kann, und der muss am Tag genügend durch das Fenster, und Abends durch eine Lampe beleuchtet sein. Will man auch noch im gleichen Zimmer essen, so ist eine Abstellgelegenheit für das Geschirr nötig, also ein Büffet, eine Kredenz oder so was, und Aufbewahrungsmöglichkeit für Tischtücher und sonstige Zubehörenden. Vielleicht braucht man auch noch einen Schreibtisch oder Sekretär, ein Arbeitstischchen am Fenster, ein Büchergestell — kurzum Gegenstände, deren Fehlen unliebsam empfunden würde, weil sie wichtige Dienste leisten.

Ausser diesen Notwendigkeiten, die sich von selbst verstehen, will man aber noch mehr, nämlich «Wohnlichkeit». Das Zimmer soll über das Notwendigste hinaus auch noch schön und stattlich aussehen, der Bewohner hat seinen Stolz, und das Zimmer soll sein Selbstgefühl, seine Sicherheit stärken, er will sich mit persönlichen Dingen umgeben, die er selber ausgesucht, oder geschenkt bekommen hat, kurz mit Dingen, mit denen ihn eine besondere seelische Berührung verknüpft.

Das Wohnzimmer hat also nicht nur praktische, sondern auch seelische Bedürfnisse zu befriedigen, und der wäre ein schlechter Architekt, der dem missverstandenen Schlagwort von der «Wohnmaschine» zu liebe diese see-

lischen Bedürfnisse vernachlässigen wollte als alten Wust, der nicht in die moderne Zeit passt. So ist es also nicht, die menschlich-seelische Seite der Wohnung ist mindestens ebenso wichtig — wahrscheinlich für das Wohlergehen der Bewohner sogar noch wichtiger — als die praktische, es ist also nur zu fragen, mit welchen Mitteln sie zu befriedigen ist. Zwei Wege sind möglich: erstens einmal kann man sich vornehmen, einfach die praktischen Notwendigkeiten so anständig als möglich zu erfüllen, dass man schon daran sieht, dass auf den einzelnen Gegenstand Liebe und Nachdenken verwendet worden ist. Auf diese Art kann mit den allereinfachsten, ja ärmlichsten Stücken der Eindruck des Geordneten, Gepflegten, Beseelten erreicht werden, der die Voraussetzung aller «Wohnlichkeit» ist. Aber eben, es ist Ueberlegung und Sorgfalt dazu nötig. Man kann aber auch die praktische Seite auf sich beruhen lassen, und dann die Bemühungen um die Schönheit auf ein ganz anderes Feld verlegen: auf das der Dekoration. Man begnügt sich, wenn ein Möbel im grossen ganzen seinen Gebrauchszweck erfüllt, und verwendet alle weitere Sorgfalt auf die «Ausschmückung», auf geschnitzte oder angeleimte Ornamente, Profile, aufgemalte Bildchen, kurz auf Sachen, die gar nichts mit dem Gebrauchszweck zu tun haben. Und ausserdem hängt man Bilder an die Wände und stellt Gegenstände auf, Nippsachen zum Beispiel, die von vornherein gar keinen Gebrauchszweck haben, man dekoriert mit Vorhängen, die nicht nötig sind, und hängt erst noch Quasten an die Vorhänge, ohne die diese genau so dekorieren würden — und so fort ins Endlose. Dass man keine Bilder aufhängen dürfe, weil sie keinen Gebrauchszweck haben, ist natürlich Unsinn. Bilder hängt man auf, weil man Freude daran hat: dann soll man sie aber auch nur aufhängen, wenn man wirklich Freude daran hat, und nicht nur dem leeren Fleck an der Wand über dem Sofa zuliebe. Wieso kommt das Sofa dazu, dem Bewohner vorzuschreiben, wo er seine Bilder aufzuhängen hat? Aber es gehört sich einmal so, dass ein grosses Bild in der Mitte über dem Sofa hängt, und zwei kleine Photos rechts und links daneben, das gibt eine schöne, ordentliche, stattliche, fast feier-

liche Gruppe, und so schön symmetrisch aufgebaute Arrangements sind ja der Stolz der Hausfrau aller klein- und grossbürgerlichen Kreise. Es wäre eine lange Geschichte, wollten wir nachforschen, woher diese schöne Anordnung stammt, in der das tote Möbelstück regiert, und nicht der lebendige Bewohner: man macht es heute, weil mans früher gemacht hat, und der Bürger machte es früher so, weil es die vornehmen Herren eben so machten, und die machten es so, weil man sogar im königlichen Schloss die Möbel dieserart aufstellte; und so landen wir letzten Endes beim Königsthron, der mitten an der Wand des Thronsaales steht, bedeckt vom Baldachin, und rechts und links umgeben von Pagen und Hellebardieren. Und dort, als äusserer Ausdruck der Macht und Ordnung hat diese streng-symmetrische, schematisch gebundene Anordnung aller Teile um eine regierende Mitte freilich einen grossartigen Sinn gehabt. Aber im bürgerlichen Haushalt und heute hat sie eben keinen mehr; sie ist nicht «hässlich» geworden, sondern bloss dumm; und wenn man in Ausstellungen moderner Wohnräume (— ich meine Ausstellungen, etwa im Kunstgewerbemuseum Basel und Zürich oder die Ausstellung Stuttgart 1927, und nicht das, was den Kunden der Möbelmagazine als «modern» aufgeschwatzt wird —), Zimmer ohne Bilder und ohne jeden Schmuck sieht, so heisst das nur soviel: hier könnt Ihr wohnen wie es Euch passt, wenn Ihr Freude daran habt, so könnt Ihr Bilder aufhängen soviel Ihr wollt, aber Ihr könnt es auch bleiben lassen. Denn die Möbel befehlen Euch nicht mehr, wo und dass Ihr etwas aufhängen müsst, die Möbel sollen sich auch nicht mehr mit Ornamenten aufdringlich wichtig machen, sondern sie sollen schweigen und parieren: dazu sind diese toten Gegenstände da. Man soll also seine Sachen so stellen, wie es am bequemsten ist, und nicht nach einem vorgefassten Dekorationsschema, und man soll sich seine Möbel so aussuchen, wie sie am besten zu benützen sind, und nicht nach den Gesichtspunkten irgend einer besonderen «Schönheit»; dann ergibt sich die Wohnlichkeit nämlich ganz von selber. Dass dabei alle Möbelstücke in einem Zimmer aus der gleichen Zeit oder der gleichen Fabrik stammen müssten, ist auch so ein Vorurteil, das den Theatereffekt über die Bewohnbarkeit und menschliche Vernunft stellt. Es gibt nichts Barbarischeres als komplett gekaufte «stilreine» Zeileinrichtungen, bei denen der Bewohner überhaupt zu schweigen und nur zu zahlen hat. Alte, wirklich alte Ameublements sind eine sehr schöne Sache, meistens eine Museumsangelegenheit, aber wer es sich finanziell leisten kann, und sich in solchen Räumen wohlfühlt, der soll sie bewohnen. Nachgemachte Stilmöbel sind Betrug und vergiften den Charakter der Bewohner, sie erziehen täglich und stündlich zu Hochstapeleien und Urkunden-



Zwei- u. Dreizimmerwohnung auf der Ausstellung in Stuttgart 1927

Aus Peter Meyer: Moderne Schweizer Wohnhäuser, Verlag Dr. H. Girshberger & Cie., Zürich.

fälschung. Aber auch die fertig gekauften «kompletten Wohnzimmer» mehr oder weniger moderner Aufmachung sind übel, sie lassen dem Bewohner keine Freiheit zum eigenen Nachdenken, sie sind wie schlechte Konfektionskleidung, die nur so ungefähr passt. Darum versuchen die modernen Architekten ganz bescheidene Möbel herzustellen, möglichst leicht, möglichst billig, die man als Einzelstücke kauft und dann nach Bedarf zusammenstellt: So unpersönlich das Einzelne ist, gerade in der Zusammenstellung ergibt sich dann die persönliche Note ganz von selber, die Wohnlichkeit, die wir in den von schmucküberladenen, von vornherein starren und fertigen Einrichtungen so sehr vermissen.

Die Wohnküche — eine Rundfrage

(Fortsetzung).

Fr. Maria Fierz, Zürcher Frauenzentrale, Zürich:

Wohnküchen scheinen mir nicht wünschenswert zu sein, da sie die Familie verleiten, mehr als dies sonst schon geschieht, die Küche zu ihrem ständigen Aufenthaltsort zu machen und die Wohnstube als «Salon» zu benützen. Dagegen sollte die Küche in der Arbeiterwohnung m. E. gross genug sein, um der Familie das Essen dort zu ermöglichen, weil dies die Arbeit vereinfacht und die Familienglieder weniger in ihrer Beschäftigung stört.

Architekt Walter Bodmer, Zürich:

Die Küchen sind meist bloss für das Kochen gebaut, aber ihr Gebrauch ist bei den kleinen Wohnungen vielseitig und geht über das hinaus, was der Erbauer sich gedacht hat, so dass Form und Zweck nicht aufeinander stimmen. Wenn man

zählt, in wie vielen Fällen die Bewohner in der Küche essen und wohnen, so stellt diese Zahl — sei sie kleiner oder grösser — ein Faktum vor. Die Leute haben bereits etwas entschieden. — Eine Architektur, die willig ist, sich nützlich zu machen, sagt sich vorurteilslos, dass für diese Kategorie besonders gestaltete Wohnungen geschaffen werden müssen. Die Erbauer können unter den Leuten nicht Gewohnheiten pflanzen, indem sie der Wohnung eine bestimmte Form geben. Niemand braucht sich die Mühe zu nehmen, bestimmen zu wollen, welche Wohnform als die vollendetere anzuraten und zu empfehlen sei; Menschen und Bedürfnisse gehen auseinander und beim Bauen muss man ihnen dienen. Stichproben durch Umfrage in bestimmten Kolonien können über die Art der Küchenbenutzung einiges Licht verbreiten. Wahrscheinlich wird den tatsächlichen Bedürfnissen gegenüber der Bestand an Küchen mit genügend Wohnmöglichkeit klein erscheinen. Die Wohnung mit Wohnküche kann als berechtigte Form unter andern Wohnformen angesehen werden, sie ist nur bei der Ausbildung noch zu kurz gekommen. Vergleiche